

Leipziger
Tageblatt



No. 74. Dienstags

den 15. März 1814.

Erscheinung eines Ermordeten, der seinen Mörder bestraft wissen wollte.

Thatsache, erzählt vom M. B. d. m. l.
(Beschluß.)

Endlich ermannte er sich und rief: „Sage, wer bist Du und was willst Du?“ — Mit hohler Stimme erwiderte der bleiche Geist: „Schon drey Jahre sind verfloßen, daß ich die Sonne nicht mehr sehe; daß ich, so wie Du, von der Nacht überleilt und ermattet von der Reise hier in diesem Zimmer schlief. Siehe! noch klebt an diesem Boden mein Blut. Ich lag auf diesem Bette im festen Schlafe. Die grausame Wirthin, gereizt durch das Gold, das sie bey mir bemerkte, schlich sich herein, stach mir das mörderische Messer in die Brust, und hin auf den Boden rann mein herausströmendes Blut. Nun raubte sie mein Vermögen und vergrub es tief in die Erde, unweit von hier im freyen Felde. — Sey gutes Muths, stehe auf! meine Tritte sollen Dich dahin lei-

ten; dort grabe, nimm alles zu Dir und behalte es; aber dafür rufe laut um Gerechtigkeit, daß die ruchlose That, daß die Mörderin bestraft werde und mein Geist zur ersehnten Ruhe komme. Und wenn man meine Gebeine unter diesen Dielen gefunden hat, so Sorge, daß sie in eine geweihte Erde komme.“

Hier schwieg der Geist. Der Fremde sprang aus dem Bette und folgte unerschrocken der Erscheinung nach. Sie gingen eine halb verfaulte Treppe hinunter; dann langsam durch den bedeckten Gang, nun durch Gesträuche und endlich über eine dichte Heide. Auf einmal blieb der Geist in der Mitte einer weiten Ebene stehen und verschwand in einer Flamme. Bestürzt stand der Fremde da. — Er kehrte um, nachdem er den Ort bezeichnet hatte; wo er den folgenden Morgen graben sollte. Das entsetzliche Dunkel der Nacht, die Regengüsse, die Furcht den rechten Pfad zu verfehlen, die bange Besorgniß von Räubern oder von bösen Geistern, an die er nun zu glauben anfing, ergriffen und ermordet zu wer-

den, beflügelten seine Schritte. Aber dessen ohngeachtet irrte er lange ungewiß in der wilden Gegend umher, stieß endlich an ein altes Gemäuer, und in der Angst seines Herzens versuchte er es zu erklimmen, da es ihm zum Vorfaal seines Schlafgemachs zu führen schien. Kaum erstiegen hatte er diese Ruine, so tönte ein gräßlich Seheul in das dumpfe Rasseln von Ketten. Der neue Schreck versagte seinen Gliedern die letzten Kräfte, seine Füße gleiten und mit furchtbaren Krachen fällt er von der morschen, steilen Höhe herab in des großen Abgrunds Tiefe. — Der harte Fall rufte sein Bewußtseyn zurück. Er erwacht und gewahrt nun zu seinem Erstaunen, daß er wirklich, durch den nur zu lebhaft täuschenden, abentheuerlichen Traum gedngstigt — zum Bette herausgefallen ist; doch freute es ihn, daß alles ohne Contusion und bedeutende Schmerzen, die ihm bey jenem Felsen gewiß nicht gefehlt haben würden — so ziemlich gnädig abgelaufen war. — Das seiner Phantasie ein masquirter Geist scheinende Wesen trat jetzt lieblosend und schmeichelnd näher: Es war der übrigens friedliche und treue Kettenhund, der sich losgerissen, durch die leicht aufzustößenden Thüren des alten Schlosses begünstigt, den Cavalier besucht, und allen Scenen dieses Traumes — der schon durch die erzählten Märchen der Magd vorbereitet war, — den Stempel apostrophischer Wahrheit aufgedrückt hatte.

So mag, erwachend oder schlafend, mancher fürchterlich schöne Traum geträumt worden seyn, der nachher aus Liebe zum Wunderbaren und Unbegreiflichen mit Zusätzen der Wirk-

lichkeit bereichert, und als Thatsache reiner Wahrheit erzählt und wiedererzählt, von Menschen mit fester Ueberzeugung geglaubt wurde. Gewiß, alle Gespenstergeschichten und Geistererscheinungen würden ein ähnliches Resultat geben, und ihre Richtigkeit beurkunden, wenn man immer die dazu nöthige Kraft, Geistesgegenwart, und innern vorurtheilsfreyen, ruhigen Sinn gehabt hätte, sie gehörig zu untersuchen, in ihr Detail einzudringen, und selbst die entferntesten Momente mit dabey zu erwägen. Möchte unser Zeitalter, das sich frey von Aberglauben und Vorurtheilen dünkt, wirklich frey davon seyn, aber auch nicht die zarte, wohl zu beobachtende Grenzlinie überschreiten und in den entgegengesetzten, fast noch gefährlichere Fehler, den Unglauben und groben Scepticismus verfallen!

Zur Geschichte Torgau's im Jahre 1813.

Aus dem Tagebuche eines Augenzeugen.

(Fortsetzung.)

Die Besatzung der Festung durch die Franzosen erfuhren die in der Nähe Torgaus befindlichen Russen und Preußen durch die sächs. Vorposten. Tiefe Behmuth ermächtigte sich von beyden Seiten, da sie zeither auf dem freundschaftlichsten Fuß mit einander gewesen waren. Nicht anders, als wenn Brüder sich von einander trennen sollten, war das Lebewohl, das sie sich einander durch einen innigen Druck der Hand zu erkennen gaben. Sie hats

ten ihre Freuden, wie ihre Leiden gemeinschaftlich untereinander getragen, und so wider bisweilen eingerissene Mangel an den nöthigen Lebensbedürfnissen keinem von beyden Theilen zu schwer geworden. Laut wurden die Aeußerungen des Unwillens der Sachsen, die nur zu lange von den Franzosen sich mißhandelt und alles gefallen lassen, oft den Mangel an den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen zu 4 und 8 Tagen hatten dulden müssen, während den Franzosen Alles in doppelten Rationen und Portionen zu Theil wurde, was sie fordereten und gar gehöriger Weise herbeizutreiben wußten. „Und doch! doch!“ äußerten die Sachsen, einer wie der Aere: „jaht man uns überall zuerst vor, doch seht man uns keinesweges hinten, wenn die Bahn durch den ausgezeichnetesten Muth zu brechen ist! Immer mußten wir voraus, um den Weg zu räumen, daß diese übermüthigen Menschen mit bloßen Spazierstöckchen in den Schmel des Ruhmes und der Ehre gemächlich einzziehen konnten, u. diejenigen von uns, die der um ihretwillen uns drohende Tod nicht weg gerafft hatte noch überließ die Parade zu ihrem unverschämten Triumphaufzug machen mußten.“ Diese Aeußerung ließ sich überall hören, wo man auch

auf Sachsen stoßen mußte, und dieselbe Sprache führten die Bayern, die Würtenberger und die Badner. Sie hatten es sämtlich kein Hehl, daß sie bey Lützen die Auflösung der knechtischen Bande gehofft und auf den Augensblick geharrt hatten, das Schwert während dieser Schlacht gegen den tyrannischen Unterdrück der europäischen Völkereyheit ergreifen zu dürfen. Laut jürnten sie darüber, daß sie sich durch ihre eigene Wasse abermals in die frischen Fesseln des Sklavenjochs hatten schmiegen lassen müssen. *) — Was überhaupt die Sachsen so lange schon erduldet hatten, seitdem sie nicht mehr unter ihrem ehemaligenfranzösischen Anführer, dem edlen Prinzen von Ponte Corvo standen, und sich sügen mußten, wie man auch mit ihnen umsprang, ob man gleich ihnen ihre Heldenkräfte in der That nicht abzuleugnen konnte, ist zu bekannt, als daß ich hier noch frische Beweise aufführen möchte. War es daher wohl ein Wunder, wenn der Sachse, von seinem nur zu gerechten Unwillen ergriffen, es den Franzosen, wo sich irgend die Gelegenheit zeigte, kräftigst empfinden ließ, wie er dieser Uebermuth, und die durch denselben entsprogne Zurückziehung, auf keinen Fall länger zu ertragen, sich genöthiget sah? Kühne Vorboten dies

*) Wie eben so gerecht, als laut dieser Unwille der Heere des Rheinbundes, und nicht minder von allen Unterthanen der Rheinbundesstaaten geworden seyn müsse, ergiebt sich besonders aus den im Monat Oktober darauf erlassenen Manifesten der Könige von Bayern und Württemberg. Sie konnten es nicht bergen, daß sie unter solchen Umständen keineswegs auf die Treue und den gewohnten Muth ihrer Heere länger rechnen durften, so wie sie überhaupt es nach ihren edlen Herzen einsahen, daß — bey allen, von französischer Seite so oft gemachten, so oft wiederholten, und eben so oft nicht erfüllten Versprechungen, ihre Unterthanen, und mit diesen sie endlich selbst zu Grunde gerichtet werden mußten.

